

Zeitschrift für Germanistik

Neue Folge
XXIV - 3/2014

Herausgeberkollegium

Erhard Schütz (Geschäftsführender Herausgeber, Berlin)
Alexander Košenina (Hannover)
Steffen Martus (Berlin)
Ulrike Vedder (Berlin)

Gastherausgeber

Manuel Köppen (Berlin)

Sonderdruck



PETER LANG

Internationaler Verlag der Wissenschaften

Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt am Main · New York · Oxford · Wien

Inhaltsverzeichnis

Schwerpunkt: Der Erste Weltkrieg im Spiegel von Literatur, Theater und Film

MANUEL KÖPPEN – Der Erste Weltkrieg im Spiegel von Literatur, Theater und Film. Vorwort 463

MATTHIAS SCHÖNING – Das Maschinengewehr und der ‚kulturelle Faktor‘. Die aktuelle Historiographie zum Ersten Weltkrieg 467

RALF KLAUSNITZER – „Weltgeschichte aus der Nähe“. Formate und Verfahren von Beobachtungen des Krieges, September 1914 482

MANUEL KÖPPEN – „Ihr blonden Helden, die ihr unten steht...“. Deutschland und seine U-Boote 510

ERHARD SCHÜTZ – Heimatfront. Der Krieg der alten, unbrauchbaren und zu jungen Männer. Romane von Georg Hermann, Siegfried Kracauer, Ernst Glaeser und Georg Fink 546

EVA KRIVANEC – Die Theaterstadt im Krieg. Berliner Bühnen 1914–1918 566

PHILIPP STIASNY – „Überall das gleiche, wie bei uns“. Der deutsch-französische Doppelgänger in „Dr. Bessels Verwandlung“ (1927) und die Figur des Heimkehrers im Weimarer Kino 582

MASCHA MARLENE VOLLHARDT – „Es ist ein anständiger Beruf, Schwester zu sein“. Zur Figuration der Krankenschwester in der Erinnerungsliteratur des Ersten Weltkrieges 597

Diskussion

CORD-FRIEDRICH BERGHAHN – „Wir leben so tief im Krieg, daß uns das Bild des Friedens ganz unvorstellbar geworden ist“. Neue Literatur zu Ernst Jünger und zum Ersten Weltkrieg 609

Dossier

ALEXANDER KOŠENINA – „Aus dem Felde“: Zum 100. Todestag des Expressionisten Ernst Stadler (1883–1914) 621

Miszelle

HANNES KRAUSS – Hacks und wie er die Welt sah oder: Klassiker, privat 625

Konferenzberichte

Briefe um 1800. Zur Medialität von Generation (Tagung in Berlin v. 27.–29.11.2013) (Johanna Wybrands, Kerstin Roose) 628

Materialschlachten. Der Erste Weltkrieg und seine Darstellungsressourcen in Literatur, Publizistik und populären Medien 1899–1929 (*Interdisziplinäre Tagung in Bonn v. 28.–30.11.2013) (Fanny Neumann, Peter Berger) 630*

Poetik der Gattungsmischung (*Tagung in Freiburg i. Br. v. 27.–29.3.2014) (Martina Kliem, Eva Maria Reichert) 633*

Literatur – Verlag – Archiv (*Tagung in Bern v. 14.–15.11.2013) (Irina Schubert) 636*

Besprechungen

HORST LAUNGER (Hrsg.): Über den Feldern. Der Erste Weltkrieg in großen Erzählungen der Weltliteratur (*Mark Georg-Dehrmann) 639*

NICOLAS DETERING, MICHAEL FISCHER, AIBE-MARLENE GERDES (Hrsg.): Populäre Kriegsliteratur im Ersten Weltkrieg (*Christian Meierhofer) 641*

IMMA KLEMM, JAN VOLKER RÖHNERT (Hrsg.): Wilhelm Klemm: Gesammelte Verse. Mit Vignetten und Tuschezeichnungen von der Hand des Autors; IMMA KLEMM (Hrsg.): Wilhelm Klemm: Tot ist die Kunst. Briefe und Verse aus dem Ersten Weltkrieg (*Jan Behrs*) 643

WOLFRAM GRODDECK, BARBARA VON REIBNITZ (Hrsg.): Robert Walser. Kritische Ausgabe sämtlicher Drucke und Manuskripte: HANS-JOACHIM HEERDE (Hrsg.): Bd. III.1: Drucke im Berliner Tageblatt; BARBARA VON REIBNITZ, MATTHIAS SPRÜNGLIN (Hrsg.): Bd. III.3: Drucke in der Neuen Zürcher Zeitung (*Sabine Eickenrodt*) 646

CHRISTIAN MEIERHOFER, MICHAEL SCHIKOWSKI, JENS WÖRNER (Hrsg.): Materialschlacht. Der Erste Weltkrieg im Sachbuch (Non Fiktion) (*Jens Thiel*) 649

HANS-GERD KOCH (Hrsg.): Franz Kafka: Kritische Ausgabe, Briefe 1918–1920 (*Malte Kleinwort*) 650

*

SABINE CHABR: Botenkommunikation und metonymisches Erzählen. Der „Parzival“ Wolframs von Eschenbach (*Astrid Lembke*) 657

KRISTIN EICHHORN: Die Kunst des moralischen Dichtens. Positionen der aufklärerischen Fabelpoetik im 18. Jahrhundert (*Mareike Timm*) 658

BÄRBEL RASCHKE (Hrsg.): Ulrich von Thun: Briefe aus Paris 1747–1750 (*Michael Schmidt*) 660

URSULA PIA JAUCH: Friedrichs Tafelrunde & Kants Tischgesellschaft. Ein Versuch über Preußen zwischen Eros, Philosophie und Propaganda (*Alexander Košenina*) 661

MICHAEL SCHLOTT (Hrsg.): Wege der Aufklärung in Deutschland. Die Forschungsgeschichte von Empfindsamkeit und Jakobinismus zwischen 1965 und 1990 in Experteninterviews (*Dirk Werle*) 663

ALEXANDER ROSENBAUM, JOHANNES RÖSSLER, HARALD TAUSCH (Hrsg.): Johann Heinrich Meyer. Kunst und Wissen im klassischen Weimar (*Constanze Baum*) 666

HANS-HARALD MÜLLER, MYRIAM ISABELL RICHTER (Hrsg.): Praktizierte Germanistik. Die Berichte des Seminars für deutsche Philologie der Universität Graz 1873–1918 (*Maria Winkler*) 668

DEBORAH VIETOR-ENGLÄNDER (Hrsg.): Alfred Kerr: Das war meine Zeit. Erstrittenes und Durchlebtes; NADINE ENGLHART (Hrsg.): Hermann Sinsheimer: Gelebt im Paradies. Gestalten und Geschichten; TINA KRELL (Hrsg.): A. E. Die frühen Feuilletons Arthur Eloessers von 1900–1913 (*Erhard Schütz*) 670

MADLEEN PODEWSKI: Komplexe Medienordnungen. Zur Rolle der Literatur in der Zeitschrift „Ost und West“ (1901–1923) (*Anja Kreienbrink*) 673

BJÖRN WEYAND: Poetik der Marke. Konsumkultur und literarische Verfahren 1900–2000 (*Anne-Marie Opp*) 675

CHRISTINA LEMBRECHT: Bücher für alle. Die UNESCO und die weltweite Förderung des Buches 1946–1982 (*Anke Jaspers*) 677

MALVA KEMNITZ: Ästhetik der leisen Töne. Die visuelle Vorstellungswelt westdeutscher Verlage in der Buchwerbung der 1950er Jahre (*Sandra Oster*) 679

CARSTEN GANSEL (Hrsg.): Christa Wolf. Im Strom der Erinnerung (*Roland Berbig*) 681

CHRISTIAN LUCKSCHEITER: Ortsschriften Peter Handkes (*Halina Hackert*) 683

HALINA HACKERT: Sich Heimat erschreiben. Zur Konstruktion von Heimat und Fremde in Einar Schleeß „Gertrud“ (*Anna Häusler*) 685

CLAUS-MICHAEL ORT (Hrsg.): Joachim Linder: Wissen über Kriminalität. Zur Medien- und Diskursgeschichte von Verbrechen und Strafjustiz vom 18. bis zum 21. Jahrhundert (*Frank Wessels*) 686

HANS-HEINO EWERS: Literaturanspruch und Unterhaltungsabsicht. Studien zur Entwicklung der Kinder- und Jugendliteratur im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert (*Ada Bieber*) 689

GUNTER MARTENS (Hrsg.): Editorische Begrifflichkeit. Überlegungen und Materialien zu einem „Wörterbuch der Editionsphilologie“ (*Annika Rockenberger*) 690

Informationen

Eingegangene Literatur 693

lichen Neuerscheinungen, bei denen der Erste Weltkrieg als „indirekte Bezugsgröße“ zwar präsent ist, aber nicht im Zentrum der rezensierten Bücher steht.² Insofern fällt dieser Beitrag ein wenig aus dem Rahmen, lässt sich aber unabhängig von seinem Rezensionscharakter mit Gewinn als Reflexion über Geist, Macht und Krieg im Allgemeinen lesen.

Die einzelnen Beiträge, auf die hier nicht *en detail* eingegangen werden kann, sind kenntnis- und erkenntnisreich, gut lesbar und geben Einblicke in bislang nur wenig beachtete Aspekte der Sachbuchgeschichte zwischen 1914 und 1933. Dass der Kampf um die Deutungshoheit – der im Band mehrfach strapazierte Begriff der ‚Aufarbeitung‘ ist eher heutigen Diskursen und Debatten entlehnt – über den Ersten Weltkrieg, der die Weimarer Zeit überschattete, dabei im Mittelpunkt steht, ist einsichtig und sinnvoll. Es wäre jedoch gut gewesen, wenn die zeitliche Zäsur deutlicher herausgestellt worden wäre, am besten schon im Untertitel. Denn *Der Erste Weltkrieg im Sachbuch* ist so unbestimmt, dass der Gedanke an eine zeitübergreifende *tour d’horizon* näherliegt als die tatsächliche Beschränkung auf die zeitgenössische Sachbuchliteratur.

Auch der mit „provokante[m] Doppelsinn“ (S. 7) gewählte Titel *Materialschlacht* lässt Fragen offen, zumal die Gleichsetzung des Ersten Weltkrieges mit einer oder „der“ *Materialschlacht* keineswegs so „einleuchtend“ (S. 7) ist, wie die Herausgeber behaupten. Es wäre sicherlich von Vorteil gewesen, die im Band vorherrschende und zweifelsohne zentrale Perspektive *Materialschlacht gleich Westfront* zu durchbrechen und wenigstens in einem weiteren Beitrag nach anderen Erlebnis-, Erzähl- und Deutungsperspektive im zeitgenössischen Sachbuch zu fragen. Stoff für eine Fortsetzung oder Weiterführung dieses insgesamt sehr

anregenden Buches in dieser Richtung gäbe es genug.

Die wenigen Kritikpunkte, zu denen vielleicht noch die leser- und betrachterunfreundlichen Bildunterschriften im Beitrag über das Foto-Text-Buch gehören, schmälern den Gewinn dieses Doppelheftes und seiner einzelnen Aufsätze jedoch kaum. Für die weitere Erforschung des Genres ‚Sachbuch‘ einerseits, aber auch für die Forschungen zu den medial ausgetragenen Deutungskämpfen der Kriegs- und Nachkriegszeit andererseits bietet der Band eine Reihe von interessanten Fallbeispielen und Interpretationsangeboten. In der gegenwärtigen „Materialschlacht“ der Buchveröffentlichungen zum 100. Weltkriegsjubiläum – das wäre nach Lesart der Herausgeber eine „Materialschlacht“ dritter Ordnung – wird auch dieser Band zu Recht seinen Platz finden.

Anmerkungen

- 1 Julia Heinemann, Frank Hischer, Johanna Kuhlmann, Peter Puls, Thomas F. Schneider (Hrsg.): Die Autoren und Bücher der deutschsprachigen Literatur zum 1. Weltkrieg 1914–1939. Ein bio-bibliographisches Handbuch, Göttingen 2008.
- 2 Wolfgang Martynkewicz: *Salon Deutschland. Geist und Macht 1900–1945*, Berlin 2009; Philipp Blom: *Der taumelnde Kontinent. Europa 1900–1914*, München 2009; Florian Illies: *1913. Der Sommer des Jahrhunderts*, Frankfurt a. M. 2012; Ulrich Sieg: *Geist und Gewalt. Deutsche Philosophie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*, München 2013.

Jens Thiel

Humboldt-Universität zu Berlin
Philosophische Fakultät I
Institut für Geschichtswissenschaft
D-10099 Berlin
<jens.thiel@web.de>

HANS-GERD KOCH (Hrsg.)

Franz Kafka: Kritische Ausgabe, Briefe 1918–1920, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2013, 1047 S.

Die Edition von Briefen gehört sicherlich nicht zu den attraktivsten Aufgaben innerhalb einer umfassenden Gesamtausgabe. HANS-GERD KOCH hat sich in der Kritischen Kafka Ausgabe (KKA) die-

ser ebenso vertrauensvollen wie herausfordernden Aufgabe angenommen. Auch im Falle Kafkas war unermüdliche Recherchearbeit notwendig, um die über die Welt verstreuten, z. T. von Sammler(rinne)n

unter Verschluss gehaltenen und daher nur in Abschrift oder in Kopie und nicht im Original zur Grundlage der Edition genommenen Briefe zusammenzusuchen. Ebensolche Mühen waren bei der Erschließung der biographischen Hintergründe im Kommentar aufzuwenden.

Nach bereits drei seit 1998 erschienenen, auf insgesamt fünf Bände angelegten Brief-Bänden hat der Herausgeber nun den vierten Band vorgelegt, der die Jahre 1918–1920 umfasst. Auf 372 Seiten verzeichnet der Band 314 Briefe von Kafka und gibt sie wieder, sofern sie überliefert sind. Darüber hinaus sind in dem Band 45 Briefe an Kafka sowie ein paar Widmungen von ihm und an ihn enthalten. Wie auch bei den anderen Brief-Bänden und dem Tagebuch-Band der KKA werden die Briefe durch einen ebenso umfang- wie kenntnisreichen Kommentar erläutert. Eine Reihe von hilfreichen Registern ergänzt den Band, der durch einen editorischen Bericht und kritischen Apparat mit Verzeichnung der editorischen Eingriffe und Varianten beschlossen wird. Es steht außer Frage, dass der Herausgeber, der bereits eine Reihe von anderen Bänden innerhalb der KKA herausgegeben oder mitherausgegeben hat, der Kafka-Forschung mit diesem Band einen großen Dienst erwiesen hat und damit ein weiteres Mal seine bemerkenswerten Fähigkeiten als Editor unter Beweis gestellt hat.

Für Kafka wurden die Jahre von 1918–1920 von wiederholten Kuraufenthalten aufgrund seiner Tuberkulose-Erkrankung, an der er 1924 im Alter von 40 Jahren gestorben ist, und einem nahezu vollständigen Aussetzen der Arbeit an literarischen Projekten bestimmt. Zugleich ist es die Zeit einer Neuordnung der politischen Verhältnisse in Europa nach dem Ersten Weltkrieg. Auch wenn Kafka aufgrund seiner Erkrankung immer wieder seinen Dienst bei der Prager Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt (AUVA) für längere Zeit unterbrechen musste, erfuhr er nicht zuletzt dort die bevölkerungspolitischen Auswirkungen, die mit der Gründung der Tschechoslowakischen Republik einhergingen.

Es gibt einen Tagebucheintrag von Kafka aus dem Jahr 1914, der fast schon zum geflügelten Wort geworden ist und der zuweilen fälschlicherweise als Nachweis dafür genommen wird, dass Kafka Distanz zu den politischen Ereignissen hielt: „Deutschland hat Russland den Krieg erklärt. –

Nachmittag Schwimmschule“.¹ Tatsächlich werden der Erste Weltkrieg und seine Auswirkungen auch in den Briefen von 1918–1920 kaum explizit thematisiert. Erst auf den zweiten Blick wird klar, wie präzise Kafka die komplexen nationalen und ethnischen Konflikte und die sozialen wie gesundheitlichen Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf die Bevölkerung in wenigen Worten zu reflektieren imstande war. Das wird z. B. bei seiner Mitarbeit an einer deutschnational gefärbten Ansprache auf der ersten Vorstandssitzung des *Deutschen Vereins zur Errichtung und Erhaltung einer Volksnervenheilanstalt in Deutschböhmen* oder bei der pointierten Wiedergabe eines Gesprächs über seine nationale Identität während seines Kuraufenthaltes in Meran im April 1920 deutlich.² So fing ein deutscher General, dessen Name nicht ermittelt werden konnte, nach dem Abendessen, wie Kafka Brod schreibt, „wieder den Klang meines Deutsch zu bezweifeln an“; Kafka ergänzt diesen Satz durch den hintersinnigen, auf den Antisemitismus des Generals und die Verquickung von nationalen, ethnischen und religiösen Identitäten anspielenden Kommentar: „vielleicht zweifelt übrigens mehr das Auge als das Ohr“ (S. 117). In einem weiteren Brief berichtet Kafka erneut von Tischgesprächen mit dem General, für den er durchaus Sympathien hegte,³ und konzediert, dass „der Antisemitismus bei Tisch seine typische Unschuld“ (S. 142) zeige.

Nationale, sprachliche und religiöse Identitäten und Differenzen sind ebenfalls ein stetig wiederkehrendes Thema in dem Briefwechsel mit der Nichtjüdin und tschechischen Muttersprachlerin Milena Jesenská aus dem Jahr 1920, die von der Seitenzahl her gut die Hälfte der im Band versammelten Briefe Kafkas ausmachen. Die Intensität dieser Sommerliebesbriefe ist auch nach dem zweiten oder dritten Lesen noch bemerkenswert und begeisternd; die Briefe dokumentieren eindrücklich Kafkas Qualitäten als Briefschreiber. Allein die zahlreichen Reflexionen zur tschechischen Sprache, zu Kafkas geradezu körperlicher Erfahrung einzelner Wendungen lohnen es, wieder und wieder gelesen zu werden. Während Kafka auf Deutsch schrieb, waren die nicht erhaltenen Briefe seiner Briefpartnerin, die einige seiner Texte ins Tschechische übertragen wollte, vermutlich durchgängig oder weitestgehend in tschechischer Sprache. Auf ihre Frage, ob er Jude sei – auf tsche-

chisch „Jste žid?“ –, antwortete er am 4.6.1920: „Sehen Sie nicht, wie im: „Jste“ die Faust zurückgezogen wird, um Muskelkraft anzusammeln? Und dann im „žid“ den freudigen, unfehlbaren, vorwärts fliegenden Stoß? Solche Nebenwirkungen hat für das deutsche Ohr die tschechische Sprache öfters“ (S. 162).

Bei der Edition der Briefe an Milena Jesenská war eine Problematik zu bewältigen, die vor allem mehrfach verheiratete Frauen betraf: Mit welchem Nachnamen sollte die Adressatin von Kafkas Briefen identifiziert werden? Mit ihrem Geburtsnamen, mit dem Namen, den sie z. Z. der Korrespondenz offiziell trug bzw. mit dem sie zu der Zeit angesprochen wurde, oder mit dem Namen, mit dem sie in der Öffentlichkeit bekannt geworden war und der ihr Nachleben bestimmte? Der Herausgeber entschied sich folgendermaßen: „Wie alle anderen Adressaten wird auch Milena Pollak in dieser Ausgabe unter dem Namen geführt, den sie offiziell zur Zeit der Korrespondenz trug und den auch Kafka verwendete, vgl. die Nrn. 1339 und 1380“ (S. 8). Diese Entscheidung ist auf den ersten Blick gut nachvollziehbar und scheint vor allem gegenüber dem weitgehenden Verzicht auf Nennung des Nachnamens, wie er die Editionen von Willy Haas oder Jürgen Born und Michael Müller bestimmte, den Vorteil zu haben, dass Milena Jesenská damit nicht nur auf ihren Vornamen und letztlich ihre Funktion als Adressatin der Briefe reduziert wird. Bei genauerem Hinsehen ist die Wahl des Namens „Pollak“, so konsequent und stringent sie zu sein scheint, indes problematisch.

Das Argument des Herausgebers, auch Kafka hätte den Nachnamen verwendet, den Milena Jesenská 1920 trug, weil sie von 1918 bis zur Scheidung 1924 mit Ernst Pollak verheiratet war, ist nicht stichhaltig. In den beiden vom Herausgeber genannten Briefen an Milena Jesenská wurde der Nachname von Kafka lediglich zitiert. Einmal zitierte er Rudolf Fuchs, der zu Kafka meinte: „Ja, da war also Milena Pollak, die Sie doch kennen“ (S. 246). Darauf erwiderte Kafka, wie er im Brief vom 23.6.1920 schrieb, ohne Wiederholung des Nachnamens: „Ja, Milena“ (S. 246). Im zweiten vom Herausgeber angeführten Brief vom 17.–23.8.1920 informierte Kafka Milena Jesenská darüber, dass Otto Pick ihm geschrieben habe, „er habe die Anfrage Frau Milena Pollaks (wer ist dieser schwere Drei-Schritt?) schon vorige Wo-

che beantwortet“ (S. 314). Beide vom Herausgeber angeführten Beispiele für die Verwendung des Nachnamens durch Kafka dokumentieren eher im Gegenteil seine Zurückhaltung bei dessen Verwendung: „Frau Milena Pollak[]“ als unbekannter „schwere[r] Drei-Schritt“ (S. 314). Bereits in seinem ersten Brief an sie, den er vermutlich im März 1920 geschrieben hatte, verwendete er lediglich ihren Vornamen bei der Anrede – „Liebe Frau Milena“ (S. 111) –, und auch gegenüber seiner Schwester Ottilia Kafka (verh. David) schrieb er am 8.5.1920 ohne Nennung ihres Nachnamens von „Frau Milena“ (S. 134), die seine Erzählung *Der Heizer* übersetzt habe; eine Erwähnung, die vergessen wurde, im Registereintrag zu Milena Pollak zu verzeichnen (vgl. S. 809).

Demgegenüber verwendete Brod in einem Brief an Kafka vom 9.6.1920 ihren Geburtsnamen und schrieb von „Milena Jesenská“ (S. 731). Aus diesem Brief wiederum zitierte Kafka in einem Brief an sie vom 12.6.1920 wortwörtlich jene Passage, in welcher auch der Name „Milena Jesenská“ erwähnt wurde (S. 179). Es ist, das muss in diesem Zusammenhang erwähnt werden, unverständlich, warum das Register den Erwähnungen von Orten, Institutionen und Personen in den Briefen von Kafka zwar alle Erwähnungen im Kommentar verzeichnet, nicht aber die in den Widmungen und Briefen an Kafka. So verdienstvoll die im Kommentar dokumentierte Arbeit ist und so verständlich es ist, den Kommentar für das Gesamtverzeichnis zu durchsuchen, so bedeutsam sind doch Erwähnungen z. B. von Personen wie Milena Jesenská in Briefen an Kafka. Obwohl sich kaum ein oder womöglich sogar kein Umschlag der Briefe an Milena Jesenská erhalten hat, ist schließlich stark zu vermuten, dass Kafka die aus Geheimhaltungsgründen stets postlagernd versendeten Briefe in gleicher Weise adressiert hat wie den Kartenbrief vom 29.6.1920, auf dem als Adressatin „M. Jesenská“ (S. 956) vermerkt ist. Auch wenn Kafka also den Namen Pollak in Bezug auf Milena Jesenská aller Wahrscheinlichkeit nach kaum verwendet hatte, bleibt das Argument des Herausgebers, dass es 1920 ihr offizieller Nachname war.

Dagegen ließen sich die beiden folgenden Argumente anführen: Milena Jesenská hatte erstens selbst ein enges Verhältnis zu ihrem Geburtsnamen, den sie nach der Scheidung von Ernst Pollak im Jahr 1924 wieder annahm. Selbst nach ihrer zwei-

ten Heirat mit Jaromír Krejcar 1927 hielt sie an „Jesenská“ insofern fest, als sie ihn in Briefen in einem Doppelnamen mit dem Nachnamen ihres zweiten Mannes zusammenführte;⁴ schließlich nahm sie nach der Scheidung von ihm 1934 bis zu ihrem Tod im KZ Ravensbrück 1944 erneut ihren Geburtsnamen zum Nachnamen. Zweitens ist Milena Jesenská zwar vor allem durch die Briefe von Kafka an sie bekannt geworden, allerdings war sie selbst jenseits ihrer Beziehung zu Kafka als Übersetzerin, Journalistin und politische Aktivistin öffentlich tätig, was posthum auch in einem mehrmals neu aufgelegten Band dokumentiert worden ist, in dem unter dem Namen „Milena Jesenská“ Feuilletons und Reportagen aus den Jahren 1919–1939 versammelt worden sind, von denen die Mehrzahl entweder unter Pseudonym oder unter dem Namen „Milena Jesenská“ beziehungsweise mit dem Kürzel „M. J.“ erschienen sind.⁵ Da das kulturelle Gedächtnis an sie weiterhin stark durch Kafkas Briefe bestimmt wird, scheint es zumindest fraglich zu sein, ob sie aufgrund einer systematischen Grundsatzentscheidung in einer so nachhaltig wirkenden Publikation wie der Edition von Kafkas Briefen tatsächlich nahezu ausschließlich mit dem Nachnamen bezeichnet werden sollte, den sie lediglich wenige Jahre in ihrem Leben offiziell trug – zufälligerweise zur Zeit ihrer Bekanntschaft mit Kafka.⁶ Der Einfluss der editorischen Entscheidung wird bereits bei den Rezensionen des Bandes in den Feuilletons deutlich, die ja Kafkas Briefpartnerin mit dem von ihr selbst präferierten und in der Öffentlichkeit bekannten Nachnamen „Jesenská“ hätten bezeichnen können, tatsächlich aber im Anschluss an die KKA den Nachnamen „Pollak“ verwenden.⁷

Das grundsätzliche Problem der KKA, dass sich mithilfe des einerseits systematischen, andererseits unübersichtlichen editorischen Apparats kaum oder nur äußerst schwer rekonstruieren lässt, was Kafka in der Handschrift tatsächlich wie niedergeschrieben hat, fällt aufgrund der – im Verhältnis zur Niederschrift in seinen Schreibheften – wenigen Korrekturen und Streichungen nicht so stark ins Gewicht. Trotzdem sind die problematischen Auswirkungen jener von den Editoren selbst gegebenen und z. T. verlagspolitisch begründeten editorischen Prinzipien in einigen wenigen Fällen auch in dieser Ausgabe feststellbar. Das gilt ebenso für den Umgang mit Datierungsfragen, der

in anderen Bänden der KKA zu fragwürdigen Spekulationen und editorischen Entscheidungen geführt hat, wie auch für den Umgang mit ungewöhnlichen handschriftlichen Befunden, der in anderen Bänden erhebliche Darstellungsprobleme und Fehler zur Folge hatte.⁸ Gerade bei den Briefen an Milena Jesenská gab es viele offene Fragen und Kontroversen im Hinblick auf die Datierung. Durch seine unermüdliche Detailarbeit konnte der Herausgeber, das ist vor jeder Kritik festzuhalten, viel zur Klärung beitragen. Lediglich bei einigen sehr schwer zu datierenden Briefen aus dem Herbst 1920 stellt sich die Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, die Frage des Datums offen oder offener zu halten statt die Eingrenzung auf vermutliche Daten auf der Grundlage von zuweilen eher schwachen Argumenten vorzunehmen.

Einige ungewöhnliche handschriftliche Befunde ebenfalls in den Briefen an Milena Jesenská spielten eine derart große Rolle für den Briefwechsel, dass sie nicht in den Bereich des Apparats abgeschoben und dort versteckt werden konnten.⁹ Andere Befunde wiederum – und dazu gehörte auch die effektive Papiernutzung durch das Beschreiben der Ränder – wurden lediglich umständlich im Apparat beschrieben und verführten zu fragwürdigen editorischen Entscheidungen und Fehlern, wie an einem Beispiel verdeutlicht werden soll. Gemäß der Wiedergabe der KKA endet der lange Brief vom 8. und 9.8.1920 vermeintlich mit folgender Textpassage: „Dank für die Marken, so ist es wenigstens erträglich, aber der Mann arbeitet nichts schaut nur entzückt die Marken an, wie ich ein Stock tiefer die Briefe. Z. B die 10 h Marken gibt es auf steifem und auf dünnem Papier, die auf dünnem sind seltener, Du hast heute, Gute, die dünnen geschickt“ (S. 296). Tatsächlich ist das Zitat, von dem unklar ist, wann Kafka es während des über mehr als einen Tag andauernden Schreibens niedergeschrieben hat, auf der ersten von acht Briefseiten zu finden.¹⁰ Der erste Satz wurde kopfüber in den oberen Seitenrand hineingeschrieben und das daran anschließende Satzfragment in den rechten Rand. Wie anhand des folgenden Faksimiles deutlich wird (*vgl. Abb. 1*), beginnt das Fragment am rechten Rand keineswegs mit einem Groß-, sondern mit einem Kleinbuchstaben – „z. B“ und nicht „Z. B“ – und lässt damit offen, an welche Stelle des ersten kopfüber stehenden Satzes er angefügt werden könnte.

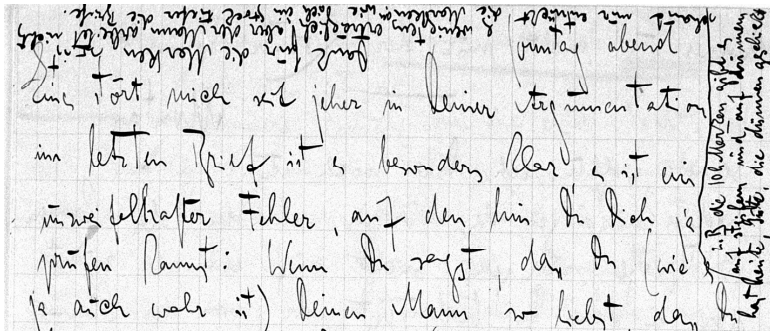


Abb. 1: Ausschnitt von der zweiten Seite des Briefes an Milena Jesenská v. 8. u. 9.8.1920.¹¹

In der Nomenklatura der KKA hätte die Umwandlung des kleinen „z“ in ein großes als editorischer Eingriff markiert werden müssen, was aber nicht geschah (S. 1000). Vermeyntlich handelt es sich dabei lediglich um eine Petitesse, die nicht weiter ins Gewicht fällt. Auch der fragwürdige editorische Hinweis zum eigentlichen Ende des Briefes, ein in der Handschrift von einer umfangreichen Streichung nicht betroffenes Komma sei von Kafka „*intentional gestrichen*“ (S. 1001) worden, scheint kaum wert, diskutiert zu werden. Tatsächlich gilt nicht nur für Kafkas literarisches, sondern auch sein postalisches Schreiben, dass derartige Petitesen, die normalerweise Teil des editorischen Apparates sind, von ihm durchaus wahrgenommen und an markanten Stellen kommentiert wurden. Das gilt z. B. für eine Reihe von Streichungen, die im editorischen Apparat verschwunden wären, hätte sie Kafka nicht selbst explizit kommentiert. Darunter fallen die Streichung eines falschen Wochentages – „(ich denke offenbar nur an Samstag)“ (S. 297) –, eine umfängliche von ihm mit den Worten „Du siehst Max, Scham habe ich noch“ (S. 181) kommentierte Streichung durch dichte Schraffur oder die häufig zitierte Unterschrift aus dem Brief an Milena Jesenská vom 29.7.1920: „~~Franz falsch~~, ~~F falsch~~, ~~Dein falsch~~ nichts mehr, Stille, tiefer Wald“ (S. 261). In der Handschrift sieht das folgendermaßen aus (vgl. Abb. 2):

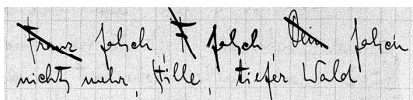


Abb. 2: Ausschnitt von der zweiten Seite des zweiten Briefes an Milena Jesenská v. 29.7.1920.

Auch wenn sich die KKA und die Franz Kafka Ausgabe (FKA), die seit 1995 parallel erscheinende Ausgabe im Stroemfeld Verlag, bei der Faksimiles neben einer diplomatischen Umschrift im Zentrum stehen, mittlerweile aufgrund fehlender Förderungen hier wie dort eine Art ‚Schneckenrennen‘ liefern, lässt die KKA noch genug Vorfreude für weitere in der FKA veröffentlichte Briefe, als jene drei an Milena Jesenská, die bereits im Rahmen eines Jubiläumsbandes veröffentlicht worden sind.¹¹ Es mag der einen oder anderen Kontroverse zwischen den Ausgaben oder schlicht einer Verlagsentscheidung geschuldet sein, dass bei der ansonsten auf Vollständigkeit ausgerichteten Verzeichnung im editorischen Apparat, in dem bereits erfolgte Veröffentlichungen von Briefen in früheren Ausgaben erwähnt werden, die Brief-Ausgabe der FKA „vergessen“ wurde (vgl. S. 1000–1002).

Weniger dem Aufbau der KKA als vielmehr einer erst in den letzten Jahren verstärkt hinterfragten Trennung von Kafkas amtlichen und seinen literarischen Schriften ist eine Problematik geschuldet, auf abschließend hingewiesen werden soll.¹³ Zwar werden auch Kafkas Briefe an seinen Arbeitgeber, die AUVA, wiedergegeben, mit keinem Wort wird aber erwähnt, dass die Briefausgabe – trotz der auf Vollständigkeit ausgerichteten Beschreibung im editorischen Apparat (vgl. S. 825) – die Briefe, die Kafka im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit verfasst oder mitzuverantworten hatte, ausspart. Auf diese der Systematik der Ausgabe geschuldete Unvollständigkeit hätte zumindest deutlicher hingewiesen werden können. Die eigentümlichen Synergien zwischen seinen privaten und beruflichen postalischen Schreibarbeiten lassen sich z. B. an einem der so vielen

lesenswerten Briefe verdeutlichen, der in dieser Ausgabe erstmals vollständig einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird (vgl. S. 891). Es ist der lange Brief vom 24.11.1919 an Käthe Nettel, die älteste Schwester von Julie Wohryzek, die er im Februar 1919 bei einem Kuraufenthalt in Schelesen kennenlernte und mit der er sich im Herbst 1919 verlobte.

Haarklein analysierte Kafka in diesem ausführlichen Brief die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten seiner Verbindung mit Julie Wohryzek. Zum Ende des Briefes ging Kafka schließlich konkret auf den eigentlichen Anlass des Briefes ein, den Wunsch der Schwester, dass die beiden sich trennen mögen:

Auch ich [...] würde unter zwei Voraussetzungen für das Auseinandergehen stimmen nämlich wenn eine halbwegs begründete nicht allzuferne Aussicht dafür wäre, daß J. einen guten Mann heiratet, mit dem sie einverstanden ist, Kinder bekommt und so rein und anständig mit ihm lebt, als es unter unsern Verhältnissen dem durchschnittlichen Menschen möglich ist. [...] Die zweite Voraussetzung für mein Einverständnis mit der Trennung wäre, wenn mein Glaube irrig wäre, daß J. bei Wegfall aller äußeren Quälerei ihrem mir fast zauberhaften Wesen nach, ohne allzugroßen Glücksverzicht, an Treue und Liebe es sich genügen ließe vorläufig oder immer auch ohne Ehe oder was so heißt. (S. 92)

Nach weiteren Beteuerungen, bei Vorliegen der beiden Voraussetzungen zuzustimmen, konzidiert er schließlich, dass die Voraussetzungen nicht vorliegen und bittet darum, dass die Schwester sie beide – also Kafka und Julie Wohryzek und nicht die beiden Voraussetzungen – beisammen lassen solle. Das argumentative Spiel mit behaupteten Voraussetzungen von Entscheidungen, mit ihrer Gültigkeit, ihrer Ungültigkeit oder der fiktiven Annahme ihrer Gültigkeit ist ein strukturelles Grundmuster der Rekurse, mit denen Kafka u. a. bei der AUVA beschäftigt war. Einen guten Monat vor dem Brief an Käthe Nettel verließ ein von Kafka im Namen des Direktors eigenhändig unterzeichneter und auf den 18.10.1919 datierter Brief die AUVA, in dem festgestellt wurde, dass die beiden Bestimmungen, die ein Bauunterneh-

mer angeführt hatte, um die Verjährung der Verzugszinsen auch rücksichtlich von Unfallversicherungsbeiträgen zu belegen, nicht greifen.¹⁴ Der Brief schloss mit einem perfiden Spiel von Voraussetzungen, um schließlich bei der für die Anstalt wesentlichen Zahlungsverpflichtung des Bauunternehmers anzukommen:

Aber selbst wenn eine solche Möglichkeit für Verzugszinsen bestünde und wenn eine solche Verjährungsfrist durch das schwebende Verfahren hier nicht unterbrochen wäre, so findet sie in dem vorliegenden Falle dennoch keine Anwendung, weil in der Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes vom 14. April 1916, Nr. 2815/16 durch die Zurückweisung der Beschwerde des Unternehmers mit eingeschlossen war, daß dieser zur Entrichtung von Unfallversicherungsbeiträgen für den Zeitraum 1899/I–1906/I verpflichtet ist, was nach Maßgabe des § 4. des Gesetzes vom 8/2. 1909, Nr. 29. mit einschließt, daß der Beschwerdeführer die Zinsen vom Tag der Fälligkeit der Beitragsforderungen an zu entrichten hat.¹⁵

Vielleicht wäre der eine oder andere Rekurs früher beendet worden und hätte keinen Rechtsstreit nach sich gezogen, wenn er mit den Worten beendet worden wäre, mit denen Kafka den Brief an Käthe Nettel schloss: „Seien Sie geduldig, nicht etwa nachsichtig, sondern geduldig und aufmerksam, damit Sie möglichst nichts weglassen und nichts hineinlesen“ (S. 93). Und möglicherweise wären das auch die am besten geeigneten Worte für den Abschluss einer Rezension. In eigenen Worten lässt sich abschließend festhalten, dass trotz der markierten Problemfelder, die aufgrund der komplexen Sachlage ausführlicher dargestellt wurden als die unbestreitbaren Vorzüge, der Herausgeber der Öffentlichkeit mit dem überaus sorgfältig editierten Band ein großes Geschenk gemacht hat, das ebenso zum Schmökern wie zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Kafkas Texten einlädt.

Anmerkungen

- 1 Hans-Gerd Koch, Michael Müller, Malcolm Pasley (Hrsg.): Franz Kafka: Kritische Ausgabe, Tagebücher, Frankfurt a. M. 1990, S. 543.

- 2 Die Ansprache erwähnt Kafka in einem Brief an Max Brod v. 27.1.1918 (S. 26); dankenswerterweise wird die Rede im Kommentar vom Hrsg. in Gänze wiedergegeben (S. 409–416).
- 3 So schreibt er Ottla Ende Mai 1920, dass er den General gern habe und beschreibt geradezu liebevoll dessen Äußeres (S. 153).
- 4 Alena Wagnerová (Hrsg.): „Ich hätte zu antworten tage- und nächtelang“. Die Briefe von Milena, Mannheim 1996, S. 116.
- 5 Vgl. Dorothea Rein (Hrsg.): Milena Jesenská: „Alles ist Leben“. Feuilletons und Reportagen 1919–1939, a. d. Tschechischen v. R. Fischer, L. Buchholz, E. Hoffmann, W. Löwenbach, Frankfurt a. M. 1984, S. 231.
- 6 Die KKA hat generell eine starke Tendenz, alles systematisieren und in eine Chronologie einordnen zu wollen. Mir scheint der Umgang mit Nachnamen von Frauen nicht nur im Falle von Milena Jesenská allzu sehr von einer möglichst sauberen Systematik her gedacht. Im Falle von Kafkas Schwester Ottla, die am 15.7.1920 Josef David heiratete, ist die Folge, dass in der nach Briefempfänger(inne)n sortierten Briefliste die Briefe vor der Hochzeit unter dem Namen Ottla Kafka und die danach unter dem Namen Ottla David versammelt werden (vgl. S. 784 f.), ohne einen Verweis zwischen den Einträgen einzufügen, so, als würde es sich um zwei verschiedene Personen handeln. In der Liste der Briefempfänger ist dann Ottla Kafka gar nicht verzeichnet, sondern lediglich Ottla David. In beiden Listen wäre es naheliegend gewesen, zumindest Querverweise einzufügen. Von den Benutzer(inne)n der Ausgabe her gedacht, wäre eine gute, wenn auch nicht pauschal auf andere Fälle anwendbare Lösung gewesen, alle Briefe unter dem Nachnamen „Kafka“ zu versammeln, in den Briefen nach der Hochzeit den neuen Nachnamen in Klammern einzufügen und unter dem Namen „Ottla David“ schlicht auf „Ottla Kafka“ zu verweisen, wie es auch im Register praktiziert wurde.
- 7 Vgl. z. B. die Rezensionen von Andreas Kilcher in der *NZZ* v. 14.9.2013 oder von Friedmar Apel in der *FAZ* v. 22.11.2013.
- 8 Vgl. z. B. Malte Kleinwort: Der späte Kafka. Spätstil als Stilsuspension, München 2013, S. 78–80, 145, 236.
- 9 Dazu gehören die Unterschrift „FranzK.“ ohne offensichtliches Leerzeichen, die dazu führte, dass Kafka von Milena unter dem Namen „Frank“ angedredet wurde, sowie einige Durch- und Unterstreichungen, die von Kafka z. T. selbst kommentiert wurden. All das wäre normalerweise nach der Nomenklatura der KKA im Bereich des Apparats verschwunden. Positiv hervorzuheben ist darüber hinaus, dass ein „schweres Bilderrätsel“ (S. 258) – unüblich für die KKA – in faksimilierter Form in den Textbereich eingefügt wurde, wenn auch in zweifelhafter Qualität und den Anschein erweckend, die Zeichnung würde am Ende des Briefes stehen. Was die Verhältnisse auf dem Blatt anbelangt, ist die Darstellungsweise der Zeichnung in dem jenseits der KKA 1983 bei S. Fischer erschienenen, von Jürgen Born und Michael Müller herausgegebenen Band *Briefe an Milena* genauer (vgl. dort auf S. 154).
- 10 Es ist durchaus möglich, dass Kafka, bereits bevor er alle Seiten vollgeschrieben hatte, am Rand seinen Dank verzeichnete, um ihn dem Brief gewissermaßen voranzustellen.
- 11 Das Original befindet sich, wie alle anderen Briefe an Milena Jesenská, im DLA Marbach. Faksimile und diplomatische Umschrift sind zu finden in: KD Wolff, Peter Staengle u. Mitarb. v. Roland Reuß (Hrsg.): *Drei Briefe an Milena Jesenská vom Sommer 1920*, Basel, Frankfurt a. M. 1995, S. 20 f.
- 12 Ebenda.
- 13 Zur Problematik der Trennung von amtlichen und literarischen Schriften vgl. z. B. Benno Wagner: „Die Majuskelschrift unseres Erden-Daseins“. Kafkas Kulturversicherung. In: Hofmannsthal-Jahrbuch 12 (2004), S. 327–363.
- 14 Klaus Hermsdorf, Benno Wagner (Hrsg.): *Franz Kafka. Kritische Ausgabe. Amtliche Schriften*, Frankfurt a. M. 2004, S. 775, 784 f.
- 15 Ebenda, S. 784 f.

Malte Kleinwort

FernUniversität in Hagen
 Institut für Neuere deutsche Literatur- und
 Medienwissenschaft
 D-58084 Hagen
 <malte.kleinwort@gmx.de>